

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 4

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Mütter

Mutter werden ist schwer. Und Mutter sein erst ...!

Mütter, das waren einst geachtete, geehrte Frauen. Sie mussten hart arbeiten. Schalten und walten in Haus und Hof. Dem Gatten dienen, die Kinder umsorgen. Viele litten unter der Herrschaft des Mannes. Rackerten sich bis zur Erschöpfung ab. Manchen blieb ein starker Trost in trauriger Zeit: Söhne, Töchter, die Gefühle zeigten, Verständnis hatten, die den Menschen hochleben liessen, dem sie ihr Dasein verdankten.

Heute sind Mütter die Zielscheibe von Kritik, von Vorwürfen sonder Zahl. Nichts können sie ihren Lieben recht machen. Was sie auch anfangen, scheint bestimmt irgend jemandem verkehrt. Dass Mama, Mutti und Mère nicht wissen, wo ihnen der Kopf steht, wie – und für wen – ihr Herz schlagen soll, ist begreiflich.

Betrachten wir als typisches Beispiel das Schicksal von Mutter Emma! In ihrem Fall ist Nomen nicht Omen. Die zu Schildernde gehört keineswegs der Gruppe

Von Ilse Frank

wahrhaft Befreiter an. Das möchte sie auch nicht. Emma hat gelernt, sich für andere zu verwenden, für sie stark zu sein. Nimmt man ihr diese Passion, beraubt man sie der Substanz.

Emma heiratete Mitte zwanzig. Hegte damals schon den Wunsch, Kinder grosszuziehen. Er wurde ihr bald erfüllt. Mit Ruth, Peter und Paul. Emma war zufrieden. Nein, glücklich. Sie pflegte die Babys, betreute die Erstklässler, stand den Bezirksschülern bei. Noch liessen die Sprösslinge ihre «Metsch» gewähren. Fürsorge, Hilfe in allen Lagen waren willkommen. Emma fühlte sich im Element. Wusste, dass sie gebraucht wurde, und versuchte doch schon, ihre «Küken», wie sie den Nachwuchs zärtlich nannte, zur Selbständigkeit zu führen.

Sie liess Rat und Tat denjenigen angedeihen, die sie darum baten, hielt sich immer einsatzbereit, ohne aufdringlich zu wirken. Dominanz verboten Emma Einsicht und Intelligenz.

Aus Kindern wurden Leute. Erwachsene, denen dämmerte, dass ihnen ihre Mutter viel gegeben hatte. Das störte sie unheimlich, denn es bedeutete Pflicht. Sie wahrzunehmen, hätte erfor-

dert: wenig Verständnis, ab und zu ein liebes Wort.

Emma hörte praktisch keines. Vernahm dafür die harschen Reden derer, die sich kraftvoll, mit Wucht, mit Gewalt von ihr zu lösen trachteten.

Die Mutter verstand das krampfhaft Gebaren nicht. Versuchte den Fortstrebenden klarzumachen, dass sie niemanden anbinde, dass sie weiterhin präsent sei, wann immer man ihre Gegenwart, ihr Engagement wünsche. Das kreideten ihr die Kinder besonders an. Leiteten eine Erwartungshaltung davon ab, behaupteten, genau dies sei Mamas Art der Unterdrückung.

Die Söhne entfernten sich von Emma, suchten sich Frauen, die sie demonstrativ bevorzugen konnten. Ruth ging, mietete in ihrer Heimatstadt eine Wohnung und siedelte darin so abgeschieden von den Eltern, als weilte sie auf entlegenen Inseln.

Emma sass in ihrer Stube, grü-

belte, hoffte. Übt sich in Geduld. Glaubte an die emotionale Rückkehr ihrer Kinder. Vertraute alten Bindungen. – «Du hätschelst antike Vorstellungen!» So sprachen die Entlaufenen, wenn sie, nach Lust und Laune, jedoch äusserst selten, bei ihr hereinschauten, sie kurz besuchten. «Unternimm etwas! Tu etwas für dich», befahl die Jungmannschaft, «anstatt uns nachzutrauern, über unser Geschick zu sinnieren! Uns geht's gut, und wenn du es uns leichter machtest, ginge es uns bestens ...»

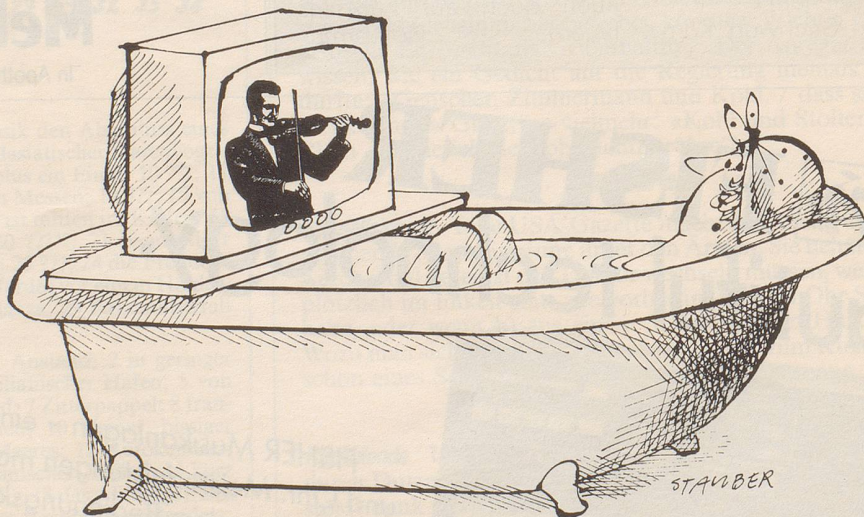
Emma schwieg. Litt. Rätselte, warum auch das Verhältnis zu ihrem Mädchen gestört war. Dabei wäre dies relativ leicht zu erklären gewesen: Ruth befand sich auf Emanzipationstrip – stak obendrein in einer Analyse. Durch feministische Schriften und vom Psychiater lernte sie, dass Mütter die schlimmsten aller vorstellbaren Despoten sind, dass sie Kinder gebären, um sie zu

knechten, dass sie als Heimchen am Herd versimpeln, dass sie die Töchter um ihre Eigenständigkeit beneiden und ihnen daher übel wollen.

Emma vernahm solche Weisheiten von Ruth. Die gab nämlich prompt weiter, was ihr, der aufmerksamen Schülerin, klarsichtige Persönlichkeiten beigebracht hatten. Ihre Erziehungsschäden, sagte Ruth, seien enorm. – Der Schaden, den Emma durch diese Reden nahm, lässt sich nicht ermessen.

Jetzt wartet Emma kaum mehr. Auf Gutes von den Nächsten nie. Aber manchmal, in sonnigen Stunden, auf die Wende. Auf den Umschwung der öffentlichen Meinung. Auf den Tag, an dem Mütter wieder als Menschen gelten. Nicht als halbe Heilige, wie in früheren Epochen, sondern als Wesen mit Schwächen und Stärken.

Die Morgenröte dieses Tages erblickt Emma noch nicht.



Plädoyer für ein Schömeli

Da meine Eltern, die über siebzig Jahre alt sind, nicht mehr gern Auto fahren, nahmen sie kürzlich, als mein Vater einen Vortrag in einer kleinen Stadt halten sollte, den Zug. Die Strecke vom Taxi bis zum Gleis und zum richtigen Wagen war für meinen schwer gehbehinderten Vater sehr lang. Er brauchte mehr als eine halbe Stunde, bis er im Abteil sass. Unglücklicherweise mussten meine Eltern auch noch umsteigen. Als der Zug hielt, warteten sie höflich, bis alle anderen Fahrgäste

ausgestiegen waren. Erst dann nahmen sie vorsichtig den Abstieg auf den Perron in Angriff. Bis meine Eltern auf dem anderen Perron angekommen waren, war der Anschlusszug weg. Sie mussten etwa eine Stunde auf dem windigen Perron auf den nächsten Zug warten.

Das Einsteigen gelang mit Hilfe anderer Fahrgäste leidlich, und als der Zug pünktlich in X anhielt, atmeten die beiden auf. – Zu früh, wie sich zeigte, denn meinem Vater war es unmöglich, die unterste Stufe des Waggons zu überwinden, ohne sich hinunterzustürzen. Traurig und hilflos stand er vor dem «Abgrund», während meine Mutter aufgeregt auf dem Perron hin und her rann, bis sie einen «Käpplmann»

entdeckt hatte. Mit Hilfe des Bahnpersonals konnte der alte Mann dann knapp vor der Abfahrt des Zuges aussteigen. Meinen Eltern war es sehr peinlich, andern Leuten so viel «Umtriebe» zu machen. Meine praktische Mutter beschloss, von nun an auf Zugreisen immer ein «Schömeli» mitzunehmen, das zur Erhöhung des Perrons dienen sollte.

Könnte man in bestimmten, markierten Personenwagen ein «Schömeli» aufbewahren? Es würde wahrscheinlich öfter gebraucht als die Notbremse. Weil die SBB sparen müssen, könnte man in den Wartesälen Sparschweinchen aufstellen für die Aktion «SBB-Schömeli für Gehbehinderte».

Was die langen Wege bis zum



Perron betrifft, denke ich an kleine Taxis, die gehbehinderte Menschen, gegen angemessene Bezahlung natürlich, bis zu ihrem Waggon fahren würden. Die Gepäckstücke werden ja auf ähnliche Weise transportiert.

Auch ein oder zwei Rollstühle auf dem Perron wären nicht übel, wobei man bedenken sollte, dass nicht alle Gehbehinderten freiwillig in einen Rollstuhl sitzen, schon gar nicht, wenn sie dazu die Bahnhofsmmission anrufen müssen.

Die Tatsache, dass heute noch Rollstuhlfahrer auf gewissen Strecken im Gepäckwagen reisen müssen, spricht nicht gerade für den Erfindungsgeist oder das soziale Gefühl der Bundesbahnmanager. Als Sofortmassnahme sollte man in dieser Jahreszeit Wolldecken und heisse Getränke gratis verteilen, denn die Gepäckwagen sind ungeheizt. Wenn ich an die Zugreise meines gehbehinderten Vaters denke, würde ich auch für eine Gratis-Reise-, -Kranken- und -Unfallversicherung für Behinderte plädieren.

Es ist beschämend, dass im Zeitalter des Computers und der Raumfahrt behinderte Menschen nicht oder nur mühsam in unsere Bahnen ein- und aussteigen können und Rollstuhlfahrer den Gepäckwagen benutzen müssen, weil angeblich die technischen Probleme, die sich bei der Änderung dieser Zustände stellen, unüberwindbar sind. *Barbara Jung*

Ordnung muss sein

Da besorgte eine Sekretärin bei sich zu Hause jahrelang Übersetzungen für ein Departement des Bundeshauses. Die Schreibmaschine war vom betreffenden Departement zur Verfügung gestellt worden. Nach einiger Zeit musste die Fleissige für ein anderes Departement arbeiten. – Was geschah? Ihre Schreibmaschine wurde abgeholt, und nach einigen Tagen erhielt sie eine genau gleiche Maschine, wahrscheinlich war es sogar dieselbe, vom neuen Departement zugestellt. – Ordnung muss sein, auch im Bundeshaus. Wo kämen wir hin, wenn ein Departement die Maschine eines anderen Departements brauchen würde!

In einer nicht genannt sein wollenden Grossfirma wurde einem Angestellten der Spann-

teppich aus dem Büro entfernt. Als kleiner Angestellter hatte er kein Anrecht auf ein Büro mit Spannteppich. Nach einigen Monaten avancierte er zum Chef, das heisst zur Kategorie von Angestellten, die das Anrecht auf ein Spannteppich-Büro haben. Also wurde sein Büro wieder mit einem Spannteppich belegt. – Ordnung muss sein.

In einer anderen grossen Firma gibt es Angestellte mit einem Auswärtstelefon auf dem Schreibtisch. Kleinere Angestellte müssen ihre Gespräche bei der Telefonistin bestellen. Frage der Gattinnen beim Nachmittagstee: «Hat Ihr Mann ein Auswärtstelefon auf seinem Schreibtisch?» – Das Auswärtstelefon als Statussymbol. *Hedy Gerber-Schwarz*

Dynamik

Heutzutage geht doch nichts über Dynamik. Wir leben in einer bewegten Zeit, und wir wollen selbst beweglich bleiben. Stillstand bedeutet Rückschritt; das immer Gleiche ist unmodern, langweilig. – Oder etwa nicht?

Wie dynamisch präsentieren sich zum Beispiel die grossen Kaufhäuser! Das wissen wir Frauen sehr zu schätzen, besonders jene unter uns, deren Stundenpläne dank ausserhäuslicher Tätigkeit oder reichem Kindersegen bereits so ausgefüllt sind, dass es sie in der Weihnachtszeit noch nicht nach österlichen Versteckspielen gelüftet.

Staunend steht ein moderner Homo dynamicus, weibliche Ausgabe, plötzlich vor Bergen von Woll, wo man noch vor wenigen Monaten allerlei Büroartikel erwerben konnte. Eigentlich wollte sie nur schnell ein Paar neue Schuhbündel besorgen, hatte sich gerade daran gewöhnt, dass an diesem Stand seit kurzem Schuhe verkauft wurden. Diese findet sie – mit freundlicher Hilfe dreier Verkäuferinnen – schliesslich im ersten Stock, gleich neben den Spielsachen, was ihre Kinder ungemein erfreut und ablenkt, standen hier doch bisher ganz langweilige Haushaltgeräte in den Regalen. Nach nur siebzehn Minuten hält sie triumphierend die gewünschten Schuhbündel in der Hand!

Oder bleibt dynamisch nur, wer mit der Zeit geht und per Katalog bestellt? Laut Werbung spart die geplagte Hausfrau den ganzen Kaufhausstress – und natürlich viel Geld. Wie aufregend

kann auch ein Einkauf vom Schreibtisch aus verlaufen! Schliesslich weiss die Bestellerin nie, ob der Briefträger das traumhafte Kleid innert einer Woche abliefern oder erst nach zweieinhalb Monaten, wenn die grosse Party längst vorbei ist.

Ausnahmsweise – wirklich nur ganz ausnahmsweise – ist (leider, zufällig) ein Teil der bestellten Waren gerade nicht vorrätig. Dann freilich zahlt die Dynamische, zwangsweise verzichtend auf ihre Umstandshose und die drei preisgünstigen Strampler, für Babys Spitzenhaube, die zuunterst auf dem Bestellschein aufgeführt war, fünf Franken fünfzig plus zwei Franken fünfzig Porto. Im Laden kostet solch ein Häubchen etwa sechs Franken ...

Derartige Lappalien beim Einkauf sollten aber niemanden davon abhalten, weiterhin Kata-

loge zu wälzen. Vieles kann man daraus lernen, Sprachliches, zum Beispiel, dass es jetzt ausreissbare Ärmel mit dazugehörigen Windjacken zu kaufen gibt, und Psychologisches, besonders auf den Seiten «Mode im fraulichen Stil». Hier wird Kleidung angeboten für die Schlanke, die Vollschanke und die Mollige. Wo, bitte, steckt die Dicke? Und wo die Dreissig-, die Vierzig- und die Fünfzigjährige? Wie alt mag sie sein, die oft genannte «Frau ohne Alter»? Vermutlich wurde sie konzipiert als weibliches Gegenstück zu Musils «Mann ohne Eigenschaft».

Also bitte: Sogar über zeitgenössische Literatur machen sich die Versandhäuser Gedanken. Auch sie sind eben jung und dynamisch. Oder etwa nicht?

Barbara Gobrecht

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Von Männern umzingelt

(Nebelspalter Nr. 49)

Der Artikel von Lisbeth Vontobel hat mich ganz aus der Fassung gebracht. Oder war er ironisch gemeint? Im Gerede über männliche Hebammen werden immer nur die Gefühle von Männern untersucht; von Eifersucht des Ehemannes bis zum möglichen männlichen Feingefühl, das ich den Herren durchaus nicht absprechen will. Aber neben dem zu gebärenden Baby ist doch noch immer die gebärende Frau Hauptperson in dieser Sache. Welche Gefühle hat sie wohl, neben Ängsten um das Kind und Schmerzen?

Ich habe in den letzten vier Jahren drei Kinder geboren und erinnere mich sehr ungenau an die vielen (zum Teil unnötigen?) vaginalen Untersuchungen. Bei der ersten Geburt waren gar vier Ärzte beteiligt (inklusive Assistenten). Nun noch eine männliche Hebamme? Alles fremde Männer, die während Stunden und Schmerzen dauernd am Intimbereich hantieren! Egal, welche laute Motive die Helfer treiben mögen: Es gibt doch genug Frauen, die helfen können. Vor allem ist Frau in dieser Situation besonders empfindlich. Und auch nicht schwangere Frauen sitzen nicht gerne auf den gynäkologischen Stuhl. Also, wenn schon Veränderungen und Emanzipation, dann eher in Richtung Gynäkologinnen – und Krankenpfleger für Männerabteilungen. Erst dann stösst die menschliche Anteilnahme bei Patienten und Gebärenden auf Gegenliebe. – Oder bin ich restlos verklemt?

Da ist noch ein Problem: Nicht alle Frauen gebären leicht. Wäh-

rend der schlimmsten Schmerzen wünscht Frau dann nicht selten an sich geliebte Männer ins Pfefferland. Man (frau) ist von der Natur gepiegt, und *er* kommt ungeschoren davon! Und dann ist man (frau) noch umzingelt von mitleidig lächelnden Männern! (Oder hat da nicht eben ein Assistent überlegen gelächelt?)

Aber sonst habe ich wirklich nichts gegen die Männer.

Mit herzlichen Grüssen

Silvia Alaimo-Burkhard

Sadismus?

(Nebelspalter Nr. 49)

Apropos Feingefühl, Einfühlungsvermögen: Ich weiss nicht, vielleicht ist es jetzt besser, aber früher – früher, in den guten, alten Zeiten –, da gab es noch Hebammen! Bodenständige, unzimperliche, die alles besser wussten als die Gebärende, die nicht gerade freundliche Anweisungen gaben, die so taten, als hätten sie schon zehn Kinder mit Leichtigkeit und ohne jegliche Beschwerden auf die Welt gebracht. Dabei waren doch die meisten noch ledig – und kinderlos natürlich. Wenn alle Argumente gelten sollten, das eine nicht: zuwenig Einfühlungsvermögen bei Männern. *Rosmarie*

PS. Das Argument besagten Frauenarztes, der von «massieren einer knackigen (!) Gebärenden» redete und dabei an sexuelle Reaktionen dachte ..., na ja, ein solches Argument kann wirklich nur von einem Mann stammen. Geburten sind meist nicht schlimm und nicht unerträglich; schmerzhaft sind sie trotzdem. Wie sagt doch die Psychologie, wenn einer bei Schmerzen anderer Lust empfindet? Das ist doch Sadismus, oder nicht?